

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kromer, Heinrich Ernst: Der Blüthnerflügel

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der Blüthnerflügel.

Von Heinrich C. Kromer.

Alljährlich, so gegen den Oktober hin, wo die Einjährigen wieder abzogen, wurde die Frau Feldwebel mit jedem Tag musikalischer und meinte, sie sterbe noch davon oder sie bekomme einen Blüthnerflügel. Der Herr Feldwebel wollte ihr aber bloß ein Klavier zur Miete nehmen. Damit könne sie Musik in Fülle machen, Johannes Strauß, Wagner und Hungerdindl, und die Tonleitern auf und ab, und die Finger auf den Tasten verwirbeln und verwechseln nach Herzenslust, aber gewiß auf keinem Flügel besser.

Einmal sollte ihr's zwar aufs schönste glücken, da tat sie plötzlich stolz und köstenschüssig und hätte beinahe um Haaresbreite alles damit verdorben. Mußte sie die Einjährigen vergrämen und ihnen so nachdrücklich sagen, der Herr Feldwebel nehme keine Geschenke und sie müßten sich da schon an einen anderen wenden, wenn sie damit z. B. sich selber meinte! Zum Glück fand einer der Herren noch das rechte Wort. So sei's nicht gemeint gewesen, sagte er, und der Ton mache die Musik. Da warf die Frau Feldwebel die Augen gen Himmel und machte einen süßen Mund, als zerginge ihr eine Pflaume drin. Ja, die Musik — sagte sie — die Musik sei zeitlebens ihre Schwäche und Stärke gewesen und heute noch könnte sie daran sterben, z. B. um einen Blüthnerflügel. Aber der Feldwebel sei leider unmusikalisch und wolle nichts davon hören, obchon sie ihm jedes

Jahr mit dem Flügel in den Ohren liege. — Sie schickte dem Einjährigen an der Treppentür noch einen beweglichen Seufzer nach; denn es war dies ein gesegneter Jahrgang bei ihnen gewesen; lauter vornehme Herren, die auch für andere noch was übrig hatten.

So ein Flügel steht nicht in jeder Feldwebelstube, zumal ein Blüthner, und ist ein kostspieliges Möbel, auch wenn's einer vermag. Die Einjährigen der 9. Kompanie vermochten's in ihrer Art, und so kam's eines Tages, als die Frau Feldwebel eben ausgehen wollte, schwerfällig die Treppen herauf, schwarz und glänzend, und die Frau Feldwebel konnte sich mit ihrem großen Hut schon von hoch herab drin spiegeln. Als es dann die drei Männer oben abstellten, schien das feierliche Möbel selber froh, daß es droben war; denn es gab ein zufriedenes Tönen und Klingen von sich. Der eine Träger aber meinte, das sei ein schweres Stück Arbeit gewesen, halb in den Himmel hinauf, und so einen riesigen Nabenflügel habe die Frau Feldwebel nicht auf dem Hut. Dann drehte er noch eine Zeitlang die Mütze in den Händen, als würde er den Schweiß aus, den's ihn die Treppen hinauf gekostet hatte. Die Frau Feldwebel aber vergaß das ganze Jahr nicht das Galgen Gesicht, das er beim Dank für die dreißig Pfennig Trinkgeld machte; auch nicht den Ton, womit er ihr auf ein paar Fragen jagte, es sei soweit alles in Ordnung; alles — soweit. . .

Ja, alles war soweit in Ordnung. Die Frau Feldwebel behandelte den Flügel auf ihre Art und zeigte darauf schon am ersten

Tag ihre Musik der Frau Stenereinnehmerin: Die Donauwellen, die Klosterglocken und den lieben Gott, wie er durch den Wald geht. Und der Feldwebel ging seinem Dienst nach und sagte nicht viel dazu, daß sich seine Frau so musikalisch benahm und bald in der Nachbarschaft die Kasernenamjel hieß.

So ging es ein volles Jahr und mehr, nämlich noch einen halben Tag, da standen mittags die drei Klavierträger wieder vor ihrer Thür, und der mit dem Galgengesicht drehte diesmal die Mütze nicht in den Händen, sondern hatte nach Ort und Umständen soldatisch gegrüßt, als die Frau Feldwebel verwundert tun wollte und etwas ungnädig nach dem Wunsch der drei Männer fragte; denn sie hatten sie gerade in ihrer Musik gestört.

„Den Flügel sollen wir heimholen, wenn ihn die Frau Feldwebel nicht ein Jahr weiter in Miete will,“ sagte das Galgengesicht. „Sie kann's vorausbezahlen; das vergangene Jahr



früher

Da standen nachmittags die drei Klavierträger wieder vor ihrer Thür.

haben die Herren Einjährigen bezahlt, Herz- und Heimbringen; auch das Trinkgeld. Da ist die Quittung; und soweit wäre alles in Ordnung, Frau Feldwebel. . .“

Mit dem Flügel hat die gute Frau den ganzen Schwung ihrer Seele verloren; aber Kasernenamjel heißt sie heute noch, obwohl ihr Mann jetzt bei der Reichspost ist.

Der Herold.

Von Karl Berner.

Es war damals gewesen, in der alten Zeit, als es da und dort in deutschen Landen noch einen Großherzog gab.

In der alten Stadt hieß es eines Tages: „Er kommt!“ Die Nachricht brachte gar manchen und manche in Aufregung, besonders die Empfangsdamen, die schon lange den Hofknicks geübt hatten, was den rundlichsten unter ihnen nicht leicht gefallen war.

Einer aber kam aus Rand und Band. Das war Dnophrion Ehrenfest, der beim Stadtbauamt angestellt war und bei der allwöchentlichen Abendzitzung in der alten Zunftstube mit feuriger Beredsamkeit immer wieder seine Ansicht über neuzeitlichen Giebelbau verfocht — wobei ihm solche, die ihn näher kannten, nach Möglichkeit auswichen, weil er beim Sprechen den Mund voll nahm und einen feinen Sprühregen über den ahnungslosen Hörer ergoß.

Böse Menschen sagten ihm nach, daß er gern einen Orden gehabt hätte. Er ließ die Mißdeutung schweigend über sich ergehen. Er hatte es schon damals getan, als seine Frau es so eingerichtet hatte, daß das vierte Kind gerade an Großherzogs Geburtstag zur Welt kam, weshalb sich der Fürst bereit erklärt hatte, ihm Pate zu sein.

Für den Landesherrn war eine Wagenfahrt durch die herrlichen Wälder geplant. Dort, wo bei einer Biegung des Weges der Hochstein herübergrüßt, sollte vom Felsen herab ein Herold den Großherzog im Namen der Berggeister willkommen heißen. Man hatte Dnophrion Ehrenfest dazu ausersehen wegen seiner hohen Gestalt, seiner weittragenden Stimme und seines üppigen Haarwuchses.

In dem Haus am Mühlbach, wo er wohnte, ging zu dieser Zeit seltsames vor. Die Kinder konnten sehen, wie der Vater mit langen Schritten und weit ausholenden Bewegungen des rechten Armes durch sämtliche drei Zimmer wanderte. Sie hörten ihn mit lauter Stimme von Nymphen, Berggeistern und Jagdhörnern reden, und der Säugling fing an zu schreien; denn er erkannte seinen Vater nicht mehr und fürchtete sich vor ihm. Einen durchreisenden Stadtbaumeister, der das alte Rathaus sehen wollte, hatte Dnophrion Ehrenfest mit „Hoheit“ angeredet und war dadurch in große Verlegenheit gekommen.

Das war aber nicht alles. Dnophrion Ehrenfest hatte auch eine Lebensgefährtin. Sie hieß Christine; er aber nannte sie Elsa Laura — nach einer schönen Frau, deren Lautenspiel er in seinen ledigen Jahren bewundert hatte. Auch seine Frau spielte die Laute. Aber die vier Wochenbetten hatten Elsa Laura eine stattliche Rundung verliehen, die zu dem Klangwerkzeug